ZUHÖREN STATT URTEILEN

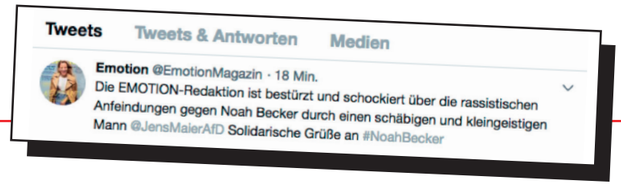
Noah Becker hat in der letzten EMOTION über seine Erfahrungen mit Rassismus erzählt. Daraufhin wurde er grob beleidigt, die Glaubwürdigkeit seiner Erlebnisse bezweifelt. Uns hat vor allem der unterbewusste Rassismus schockiert, der noch in vielen Menschen steckt

Text Jessica Benjatschek

Unser Interview war der Aufmacher von Nachrichtenseiten, der Auslöser tausender Tweets, der Anstoß für Reports wie „So rassistisch ist Berlin“ (Berliner Zeitung) und eines Facebook-Beitrags von Til Schweiger, der mehrere hundert Mal geteilt wurde. Eigentlich hatte Noah Becker mit Bärbel Schäfer vor allem über seine Projekte als Künstler und Musiker gesprochen. Aber die stärksten – und sehr schlimmen – Reaktionen kamen auf seine Aussage, dass ihm der aktuelle Rassismus wehtäte und er in Berlin selbst Rassismus erfahren habe. Wir wollen hier nicht mehr über den widerwärtigen Tweet des AfD-Abgeordneten und Richters Jens Maier sprechen – inzwischen hat Noah Becker eine einstweilige Verfügung erwirkt und Maier wurde von seiner Partei abgemahnt –, sondern uns haben die Reaktionen beschäftigt, die das Interview bei ganz normalen Menschen ausgelöst hat. Leute zum Beispiel, die Becker vorwarfen, selbst ein Rassist zu sein, weil er gesagt hat, Berlin sei verglichen mit Paris oder London eine weiße Stadt. Andere schrieben, er solle sich nicht so anstellen.

Offenbar trifft der Vorwurf, rassistisch zu sein, bei den Leuten einen Nerv, der sie wütend und aggressiv macht. Oder er provoziert Abwehr: „Ich bin nicht rassistisch, aber man darf das doch wohl mal sagen.“ Offenbar gibt es nach wie vor viele Unsicherheiten und kein klares Empfinden dafür, wo der Bereich beginnt, der für People of Color schmerzhaft und herabwürdigend ist. Dazu haben wir hier vier Betroffene zu ihren Erfahrungen befragt.

FOTO PRIVAT



„DAS TUT EINFACH WEH!“

Dr. Cassandra Ellerbe ist Expertin für Migration, Diversity und Anti-Rassismus-Arbeit und Vorstand von „Eine Welt der Vielfalt e. V.“

Rassismus hat viele Formen, nicht immer ist er so klar erkennbar wie der Tweet des AfD-Abgeordneten. Sind andere Formen auch so schmerzhaft?
Wenn Ihnen jemand auf den Fuß tritt, tut es ja auch nicht weniger weh, nur weil es nicht mit Absicht war. Im Alltag, in der Sprache, blöden Witzen, der Werbung gibt es jede Menge unterschwelligen und offensichtlichen Rassismus.

Kaum jemand denkt ja von sich, er sei rassistisch. Warum haben wir da einen blinden Fleck?
Man braucht Mut. Und das ist schmerzhaft. Ich glaube, dass die Geschichte des Nationalsozialismus immer noch nicht aufgearbeitet ist. Dann gibt es noch die deutsche Kolonialgeschichte, Sklaverei. Begriffe, Umgangsformen, die Idee, wie mit schwarzen Menschen umgegangen werden sollte – das alles rührt ja aus dieser Zeit. Das tut einfach weh. Und wir, People of Colour und Schwarze, werden angesprochen, warum es Rassismus gibt und was man dagegen tun kann. Aber das ist nicht unsere Aufgabe.

Wie kann man Gespräche über Rassismus richtig führen?
Sie können zum Beispiel fragen: „Können Sie mir vielleicht helfen?“ oder „Ich bin unsicher und weiß nicht, ob man das so bezeichnen soll …“ Wenn ich einen Fehler begangen habe und um Entschuldigung bitte, ist das ein Türöffner. Einfach zeigen, dass man bereit ist, zuzuhören und zu lernen. An erster Stelle steht immer Respekt. So unfassbar es auch klingt: Manchmal muss ich Weißen beibringen, dass Menschen afrikanischer Herkunft auch Menschen sind. Viele gehen noch davon aus, weiß zu sein sei die Normalität.

Brauchen wir überhaupt diese Bezeichnungen?
Mit der Farbenblind-Perspektive möchten Leute zeigen, dass alle Menschen für sie gleich sind. Für mich ist das aber nicht so. Jeder hat andere Erfahrungen, einen anderen Hintergrund. Und ich als schwarze Frau sehe die Welt mit anderen Augen als Sie zum Beispiel. Sagt jemand: „Ich sehe keine Farben“, heißt das, er oder sie möchte mich oder meine Herkunft nicht komplett wahrnehmen.

Tupoka Ogette schreibt in ihrem Buch „Exit Racism“ über Mikroverletzungen. Kennen Sie das auch?
Das sind Verletzungen, die jeden Tag auf der Haut oder auf der Seele reiben, bis man wirklich wund ist. Ich arbeite in einer Behörde, die auch mit Geflüchteten zu tun hat. Jemand vom Sicherheitspersonal ist davon ausgegangen, dass ich Asyl beantragt habe. Mein Schild verrät, dass ich dort auch arbeite. Er aber hat nur gesehen, dass ich schwarz bin. Ich wurde auch häufig für eine Reinigungskraft gehalten. Oder es wurde bezweifelt, ob ich wirklich promoviert habe. Das hängt für mich damit zusammen, dass es zu wenige positive Vorbilder in Deutschland gibt, die schwarz sind oder People of Colour; deutsche Unternehmen tun sich ja schon schwer damit, weibliche Führungskräfte einzustellen. Und in der Werbung ist es ähnlich: Es ist, als würde man als Schwarze nicht existieren.

Welche Erfahrung haben Sie in Ihren Trainings gemacht?
Geht es um Rassismus und Hautfarbe, nehmen die Teilnehmer das, was wir erklären, eher von meiner weißen Kollegin an als von mir. Trotzdem: Empathie ist wichtig. Versuchen wir uns in den anderen hineinzuversetzen, merken wir, dass „schwarz“ und „weiß“ Konstrukte sind. Die einzige Rasse ist der Mensch.

Was wünschen Sie sich?
Im Kampf gegen Rassismus braucht man weiße Menschen: die Verantwortung übernehmen, an sich arbeiten, den Mund aufmachen, wenn rassistische Bemerkungen fallen. Ich wünsche mir, dass wir diese Debatten nicht mehr führen müssen und uns den wirklich wichtigen Dingen in der Welt widmen können.